

Das Alter mit dem Buch

Der Endsommer hält die Tür für den Herbst offen. Das Altern fühle ich dann immer überdeutlich. Ich erlebe dies seit den späten Teenagertagen. Auch wenn ich für die Mehrheit der Leute noch immer jung bin, so spiele ich keine Rolle mehr auf den Straßen. Ich bin in Gedanken – versunken, wenn die anrollende Regenfront eine scharfe Kontur in Anthrazit an den Himmel schneidet – aufgeschwemmt, wenn der Zwang für Lebensmittel und Wohnung nicht den Geist vertrübt – genagelt, wenn ich in der Vormittagssonne bin, die noch so heiß ist, dass sie meine Haut verbrennte.

Ich weiß mir nicht anders zu helfen, als dass ich in der Stadt zum Abenteurer werde. Das mittlere Alter narrt uns zur Anschaffung gegen die Enttäuschungen, die wir erfahren haben. Der Mensch um die vierzig ohne Konsumsübersprungshandlung wartet noch auf seine Zeugung. Doch die gekauften Dinge schützen nicht vor weiterer Enttäuschung. Ich stehe im Stadtpark. Schauere erst auf meine Outdoorarmbanduhr (10:36 Uhr), dann hinüber zum Geländerand. An der Ecke jenseits des Zauns steht mit angegammelten Schindeln ein Haus und pfeift Drohungen hinüber. Unten ist passenderweise ein Bestattungsinstitut. Darüber sind drei Stockwerke. Zwei davon im Leerstand. Man sieht die ausgestochenen Dachfenster deutlich: Staub, Gräue und Zeitlosigkeit wohnen dahinter. Ich könnte nicht sagen, ob der Dachboden seit fünfzig Jahren oder fünf Wochen verlassen ist.

Meine Wanderstiefel für siebenhundert Meter Weg harren noch. Ich habe mein Handfernrohr in der Regenjackentasche. Damit schaue ich: Hinter den Glasscheiben, die allesamt intakt sind, aber vorgaukeln schon lange zerschmissen zu sein, lockt verkleidete Langeweile. Ich weiß sofort, dass ich dorthin eine Expedition führen muss.

Aus dem Park raus. An der Klingel sind drei Namen. Einer des Bestatters und zwei unauffälligere. Der Rest der Schildhalter präsentiert vier sonnengeschädigte Plastikkappen ohne Papiereinschub. Soll ich klingeln? Aber wo?

Ich drücke die Haustür zum Test. Sofort öffnet sie sich unter meinem Gewicht. Der unabdingbare Schulterblick links-rechts bevor ich hineingleite. Unten ist der Hintereingang des Beerdigungsgeschäfts. Ich schleiche die Treppe hoch wie ein Elefant: Meine Stiefel krachen auf jede Stufe. Der Flur hüllt sich weiter in Stille, so lange ich mich nicht bewege. Den Wohnungsabsatz mit den Namen ignoriert.

Höher: Ich komme in die Staubwelt. Die namenlosen Wohnungstüren auf den zwei Ebenen sind verschlossen. Meine Membranhandschuhe schützen mich vor jeder Klinke, die ich probiere. Insgesamt vier Mal.

Also noch weiter nach oben: Die Dachbodentür liegt getötet auf den Dielen. Ich sehe vorbeischleichend: Die Schrägfalle ist ausgebrochen. Dem verbogenen Schließblech in der Zarge und dem gesplitterten Holz des Blatts zu entnehmen, wurde die Tür aufgetreten. Eine brachiale Leistung. Sie ist seitdem nicht erneuert, sondern bloß entangelt worden. Der Staub um die erlegte Tür herum verrät, dass das Jahre her gewesen war.

Die Dielen knarren nicht mehr, obwohl meine Schritte nicht leichter geworden sind. Der Dachboden ist fast leer. Ich entdecke, dass gespannte Wäscheleinen seit Jahren auf Trocknungsarbeit warten. Die Kunststoffummwicklung ist größtenteils zeitversprödet von den Baumwollkordeln geblättert. In der letzten Dunkelecke steht ein Bauernschrank. Kein Museumsexponat mit Bemalung eines Tischlermeisters, aber so massivhölzern, dass niemand sich je die Mühe gemacht hat, das alte Ding hier zu entfernen. Ich beiße in den Saum meines linken Handschuhs, ziehe ihn so aus und greife mein Handy aus der Cargohosentasche. Der Handschuh bleibt hündisch zwischen den Zähnen. Mit einer Hand entsperre ich das Gerät und schalte die Taschenlampenfunktion an.

Der Schrank ist leer, bis auf eine Pappkiste links auf dessen Grund. Ich öffne sie: Ein dickes Buch, Stoffverbund am Rücken. Eindeutig industrieller Fertigung, aber ich schätze doch fünfzig bis siebzig Jahre alt. Ich öffne es: Eine Reihe Zeichen keiner mir bekannten Schrift, Kreise und weitere geometrische Formen in sphärischen Anordnungen, sowie grobe Zeichnungen von nackten Frauen.

Ich bin wegen seiner Langweiligkeit ein ausgesprochener Verächter des lateinischen Alphabets, aber indem ich das Buch durchschaue, vermisse ich seine Buchstaben. Was ist das?

Ich hocke mich auf die Knie, blättere noch immer einhändig das Buch erneut durch. Vielleicht sollte ich den Handschuh ausziehen, damit es einfacher geht? Was steht dort geschrieben? Was sollen die Formen? Keine Anordnung macht Sinn, aber ich kenne mich auch nicht mit Geometrie, Astronomie oder Astrologie aus. Die Frauenfiguren sind allesamt sehr einfach gezeichnet. Sie stehen zwischen den Formen oder sitzen im Nichts der Seite. Sie haben keine Gegenstände, mit denen sie agieren. Vielen Personen steht eine Beschriftungen über dem Kopf, aber genau so viele sind unbezeichnet. Die Gesichter wirken alle gleich passiv. Die Haare sind immer lang und die Frisuren identisch. Bloß an den Brüsten kann man erkennen, dass es Frauen sein sollen. Andeutungen der Vulven fehlen auf den Bildern. Die Gliedmaßen wirken besonders nachlässig skizziert, vermutlich mit einer Feder.

Ich höre es hinter mir knacken, drehe mich um.

„Was suchen Sie hier? Wer sind sie?“, fragt mich ein silberhaariger Mann im schwarzen Anzug in der Tür. Er ist vielleicht Ende Fünfzig und lächelt irritierenderweise.

„Oh Gott!“ Mein Mund verliert den Handschuh.

„Hab' ich Sie erschreckt?“

„Ja, natürlich!“

„Das tut mir Leid, aber ich bitte Sie dennoch, meine Frage zu beantworten! Sie sind kein Hausbewohner!“

Ich erhebe mich, das Buch rutscht auf die Dielen: „Ich... die Tür war offen... und...“

„Sie gehen dann einfach in ein fremdes Haus, rumstöbern?“, fragt der Mann.

Ich schweige.

„Wissen Sie, ich bin vom Bestattungsunternehmen unten und habe Sie durch das Fenster gesehen. Ich dachte erst, Sie besuchen jemanden. Aber die Bewohner hier bekommen selten Besuch: Einmal ein altes Ehepaar und dann eine Frau, die mit psychischen Problemen zu tun hat und fast immer in der Wohnung ist. Irgendwie wurde ich da skeptisch!“

„Wissen Sie was das für ein Buch ist?“, frage ich den Bestatter mit impulsiver Unverfrorenheit. Wenn er mir schon seine Beweggründe aufzählt, reagiere ich eben mit gleicher Offensivität.

Es funktioniert: „Ja. Das ist ein Grimoire.“

„Wie bitte?“

„Ein Grimoire. Ein Zauberbuch.“

„Das ist ein... Witz?“

„Keineswegs! Das Buch gehörte dem Vorbesitzer des Hauses. Er hatte das hier oben verwahrt. Nach seinem Tod ist alles aufgelöst worden, bis auf diese Kiste. Niemand hat sich getraut das Buch anzufassen.“

„Das ist doch lächerlich.“

„Wenn es so lächerlich ist, wieso haben sie dann Handschuhe an?“

„Das... hat andere Gründe!“

„So?“ Der Bestatter grinst wie bei einem Schachmatt.

Er weiß nichts von meiner Verhaltensstörung.

„Nun, ich gehe dann jetzt besser“, sage ich nach langen Schweigesekunden.

„Machen Sie das. Sie können das Buch übrigens mitnehmen, wenn Sie möchten.“

„Was?“

„Ja! Ich bin froh, wenn es aus dem Haus ist.“

„Ich...“, zögere ich.

Die aufgeschlagene Seite scheint nun zu glimmen. Das Buch übt plötzlich einen spürbaren Sog auf mich aus. „In... Ordnung. Danke!“

„Danken Sie mir nicht dafür! Ich begleite Sie runter und bitte Sie, sich nicht wieder einfach Zutritt zu verschaffen. Ich verschließe ab jetzt die Haustür.“

„Ja, natürlich!“, sage ich und stecke das Handy ein. Dann greife ich nach dem Buch. Um mir keine Blöße vor den Bestatteraugen zu geben, nehme ich die unbehandschuhte Hand. Kaum berührt meine Haut das Papier, durchsticht mich ein Schmerzblitz und das Sichtfeld wird schwarz.

Als ich wieder erwache ist alles stockfinster.

Ich brauche einige Sekunden, um mir bewusst zu werden, dass meine Augen geöffnet sind.

„Hallo?“ Meine Stimme klingt dumpf.

Ich will aufstehen und stoße mir den Kopf. Links und rechts ist auch alles eng. Ich taste und spüre ein Polster.

„HALLO?!“, rufe ich und schlage schon gegen das Hindernis vor mir, von dem ich bete, dass es kein Sargdeckel ist, obwohl ich dies schon längst weiß.

Nichts geschieht. Ich lausche. Stille.

Ich klatsche in die Flut der Panik. Ich schlage wieder. Ich versuche zu treten, aber meine Knie stoßen, bevor ich ausholen kann, an den Deckel.

Ich taste wild umher, wie es die Enge zulässt. Was ist das? Meine Hände erfühlen etwas auf meiner Hose – das Grimoire!

„Oh Scheiße!“

Ich klammere das Buch und bebe: „Mach was! Hilf mir!“

Meine Stimme klingt fremd und unbrauchbar vor Todesangst.

Und das Buch? Es fängt langsam an zu glimmen. Diesmal ganz sicher.

„HILF MIR!“, flehe ich und drücke das Papier.

Mein Kinn ist auf der Brust, ich sehe die Glyphen jetzt auf den grünfluorizierenden Seiten umrandet. Die gezeichneten Frauen nicken mir zu und die Formen verändern sich.

„ZU EINEM PREIS!“, fügen sich die Zeichen zusammen. Ich kann sie jetzt lesen.

„Ja, JA, JA!!!“, kreische ich. Welche Wahl habe ich schon?

Das Holz knackt, ich trete zu, drücke, strampele. Der Deckel kracht herunter und ich springe auf, falle direkt, seitlich den Sarg mitreißend, von einem Metalltisch auf Bodenplatten. Es scheppert grauenvoll.

Ich schmecke Blut. Ich kann mich endlich aufsetzen.

Ich schaue: weitere Säрге im Halbdunkel. Das ist ein Bestattungshaus.

„Dieser Scheißker!“, rasselt mein Atem.

Ich schaue auf meine vom Sturz blutenden Handballen, klammere dann das Grimoire fest. Auf der geöffneten Seite steht in geritztausehenden Buchstaben: „Jetzt kannst du lange auf deinen Tod warten!“

Ich schlucke, die Erleichterung dem Sarg entkommen zu sein, verschwimmt schon wieder in der Angst, vor dem was hier geschieht. Aber welche Wahl habe ich denn gehabt?

Das Fenster, durch das das Nachtlicht nur ahnbar hineinfällt, ist abgeklebt und verschraubt. Ich schlage das Glas mit einem Hockergestell ein und klettere ins Freie. Die weiteren Schnitte beachte ich gar nicht. Und in meiner Hosenbeintasche steckt das Buch. „Jetzt werde ich erst recht altern!“, flüstere ich im Busch vor dem Fenster stehend. Es gab eben keine Alternative.

Ich mache mich auf dem Weg nach Hause und trage die Angst und den Schmerz bei mir. Besonders in der Tasche.